

Zeitschrift: Nachrichten / Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare, Schweizerische Vereinigung für Dokumentation = Nouvelles / Association des Bibliothécaires Suisses, Association Suisse de Documentation

Herausgeber: Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare; Schweizerische Vereinigung für Dokumentation

Band: 48 (1972)

Heft: (1): Begegnung mit dem Buch : vierundfünfzig Anmerkungen und acht Zeichnungen = Rencontre avec le livre : cinquante-quatre essais et huit dessins

Artikel: Mudartdichtung in der Schweiz

Autor: Fringeli, Dieter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-771016>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Le rapport entre le volume d'information publiée et inédite est inégal. Le second terme l'emporte largement. Les dépôts de manuscrits recèlent encore des tonnes de pensées, d'espoirs et de beauté. La démocratisation de la culture aboutira peut-être au réveil de ces tombeaux. Mais leur exploration comporte des risques. La violation de leurs secrets conduisit parfois à la guerre.

* * *

Des savants annoncent que la Galaxie Gutenberg se meurt. Sa disparition ne signifie pas la fin du manuscrit mais l'avènement du plus beau paradoxe: le manuscrit non écrit ou la calligraphie du son et de l'image.

Martin Nicoulin

Mundartdichtung in der Schweiz

Die schweizerische Mundartdichtung hat mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die noch vor einem guten Vierteljahrhundert unvorstellbar waren. Nach vielen Höhepunkten in den zwanziger und dreißiger Jahren ist ihr Ansehen in unseren Tagen so tief gesunken, daß es schwer fällt, überhaupt noch an ihre Existenz zu glauben. Man brüstet sich mit ihren großen Repräsentanten aus der Vorkriegszeit (Meinrad Lienert, Simon Gfeller, Josef Reinhart, Rudolf von Tavel). Doch schon das Mythisch-Stereotype, das Unnahbare, das diesen Poeten anhaftet, muß jeden jungen Leser erst einmal mißtrauisch stimmen. Die Namen der Autoren aus der Blütezeit der schweizerischen Mundartliteratur sind zu Schlagworten geworden, zu Vorwänden, die einen unerfreulichen Zustand vertuschen sollen; sie repräsentieren eine idyllisch verklarte Zeit, die der modernen Zivilisation, der Interesselosigkeit einer neuen Generation zum Opfer gefallen ist.

Die schweizerische Mundartliteratur leidet bis auf den heutigen Tag unter zahllosen Mißverständnissen und Irrtümern, unter Verwechslungen, die durch so undefinierte (undefinierbare?) und hinterhältige Begriffe wie «Heimat» und «Volkstum» provoziert wurden. «Es gibt Wörter oder Begriffe, die den Kästen der Zauberkünstler gleichen. Solange man sie verschlossen hält und sich mit dem Anblick begnügt, scheinen sie verlässliche Deutlichkeit zu besitzen, abgegrenzt, verständlich, gefahrlos zu sein. Öffnet man den Deckel, dann springen Dinge und Wesen seltsamer Art heraus. Die Eindeutigkeit ist dahin; plötzlich ist man umgeben von Erscheinungen, die man im Innern nicht vermuten mochte. Für einen solchen Zauberkastenbegriff halte ich das Wort «Heimat» ... Wie einfach nehmen sich die Umriss aus.» Zu dieser Überlegung von Paul Schallück gesellt sich Kurt Martis Feststellung: «Ich verrate kein Geheimnis, wenn ich sage, daß das Wort ‚volkstümlich‘ nicht mehr überall volkstümlich ist. Dazu haben nicht zuletzt dürftige Radiosen-

dungen, die unter dem Titel ‚volkstümlich‘ ausgestrahlt wurden, beigetragen. Dem Begriff haftet mehr und mehr etwas Museales an. Er spiegelt das Wesen des heutigen Landvolks nicht mehr wider . . . Unter der Parole ‚volkstümlich‘ wird ein ‚Image‘ konserviert, dem keine Realität mehr entspricht. Das deutet auf eine Unterschätzung dessen hin, was ‚Volk‘ heute wirklich ist. Bertolt Brecht hatte so unrecht nicht mit seiner Feststellung: ‚Das Volk ist nicht tümlich‘. Eine Sonntagnachmittagssendung im Schweizer Radio über einen Mundartschriftsteller wird in der Tat «volkstümlich» gestaltet; sie wird von Ländlermusik und Jodelliedern «ingerahmt» . . .

Die allzu «patriotischen» Dialektliteraten haben die Mundartdichtung stets als ein unabhängiges, isoliertes Gebilde innerhalb der deutschsprachigen Literatur behandelt. Jeden inhaltlichen und sprachlichen Einfluß und Übergriff von außen wiesen sie als kirchenschänderisch zurück. Durch die Entwicklung von Technik, Wissenschaft und Kunst wurde die Mundartdichtung immer tiefer in die Isolation getrieben. Sie sah sich mit einemmal außerstande, den modernen Lebensbedingungen mit sprachlichen Mitteln zu begegnen. Die sogenannten Heimat- und Volksdichter verzichteten über Jahrzehnte hinweg, dem Volk aufs Maul zu schauen.

«Lernt nur mal ein bißchen von all den Dadaisten, Surrealisten, Existenzialisten, Finisten und wie immer sie heißen mögen!», riet Kurt Marti, der sich neben Eugen Gomringer als erster Schweizer um eine Erneuerung der Mundartlyrik bemühte. Marti selbst hat sich die positiven Errungenschaften jener «-isten» angeeignet. Er hat sich auch um die Erfahrungen gekümmert, die Hans Carl Artmann und Friedrich Achleitner beim Studium der österreichischen Umgangssprache gemacht haben. Er unternahm den Versuch, die schweizerische Mundartlyrik aus ihrer inhaltlichen und sprachlichen Stagnation zu befreien. Martis Experiment ist so hervorragend geglückt, daß Werner Weber nach der Publikation des Bandes «rosa loui» (1967) triumphieren konnte: «Die Röseli- und die Gemüsegartenmißverständnisse, die Küßchenschämigkeiten und die Scheiden-tut-weh-Schleichereien: der ganze Trauerwonnezauber, in welchem die Mundart für den Dichter nicht einmal mehr dichtet und denkt, sondern nur selbsttätig abschnurrt — es ist überwunden». Der Berner Eugen Gomringer ist gewissermaßen der Ideologe der neueren österreichischen und schweizerischen Dialektdichtung. Im Bestreben, zu einer «übernationalen» Poesie zu gelangen, übersetzte Gomringer einige seiner «Konstellationen» ins Englische, Spanische und Französische. Er war schon in den frühen fünfziger Jahren davon «überzeugt, daß die konkrete dichtung die idee einer universalen gemeinschaftsdichtung zu verwirklichen beginnt». Auf der Suche nach «isolierenden sprachen», «die zur bildung der universalen gemeinschaftssprache besonders geeignet» sind, konzentrierte er sich auch auf seinen Dialekt. Selbst die heute tonangebende österreichische Dialektlyrik ist ohne den befruchtenden Anstoß, ohne die «konkreten» Theo-

rien Eugen Gomringers kaum denkbar. Sein direkter Einfluß auf die Lyrik von Friedrich Achleitner, Gerhard Rühm und Ernst Jandl läßt sich so leicht belegen wie sich der direkte Einfluß von Achleitner, Rühm und Jandl auf Kurt Marti und Ernst Eggimann belegen läßt.

In den vergangenen Monaten und Jahren nun trat eine kleine Gruppe bernischer Chansonniers, die «Bärner Trubaduure», auf den Plan. Ihre lebenswürdigen Lieder verleihen der schweizerischen Mundartdichtung ungeahnte poetische Impulse. Mit Mani Matter, dem «Vater des Berner Chansons», tritt uns ein durchweg eigenständiger Autor entgegen, der innerhalb der schweizerischen Dialektliteratur einen neuen Höhepunkt markiert. «Schriebe und sänge er seine Texte französisch oder hochdeutsch, wäre er ein schon berühmter Mann», schloß der wachsame Kurt Marti nach der Lektüre der ersten berndeutschen Chansons von Matter. «Weiß die Deutschschweiz was sie an ihm hat?» In der Tat ist Mani Matter «unverwechselbar . . ., intellektuell und volkstümlich zugleich, mit Wörtern und Bildern ins Surreale spielend» (Marti). Es geht gewiß nicht an, Matter als einen verkannten zeitgenössischen Lyriker zu beklagen. Trotz des Aufsehens, das seine Texte erregten («Us emene lääre Gygechaschte», Bern 1969) und trotz seiner gewiß nicht erfolglosen Schallplatten muß man stets wieder feststellen, daß die Deutschschweiz und das deutschsprachige Ausland noch immer nicht so recht wissen, welche Bedeutung Matter für die junge Mundartlyrik hat. Mani Matter und die Berner «Troubadours» demonstrieren mit spitzbübischer Unbefangenheit, daß die so oft totgesagte Mundartdichtung eine Überlebenschance besitzt.

Dieter Fringeli

Plagiat

Marcus Valerius Martialis hat in seinem Epigramm I 52 seine Gedichte mit Kindern verglichen und diejenigen, welche sich fälschlich als ihre Erzeuger ausgeben, als «plagiarii», d. h. als Menschenräuber gebrandmarkt. Von diesem Ausgangspunkt in der Antike, die kein Urheberrecht in unserem Sinn kannte, hat sich das Wort «Plagiat» aus dem Neulateinischen in allen großen Sprachen weltweit eingebürgert. Der allgemeine Sprachgebrauch versteht darunter den Diebstahl fremder Geistesschöpfungen.

So einfach, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag, ist es jedoch durchaus nicht, den vieldeutig schillernden Begriff rechtlich zu erfassen. Man muß Ernst Röthlisberger zustimmen, wenn er behauptete: «Plagiat ist eines jener Worte, die, obschon sie bis ins graue Altertum zurückreichende Handlungen bezeichnen, mehr einen instinktiven Gefühlswert angeben, als daß sie eine scharfe begriffliche Abgrenzung enthielten.» Daraus erklärt es sich, daß